

3. Methodologische Überlegungen

Anknüpfend an aktuelle Diskussionen der Ethnologie wird das methodologische Forschungsdesign der Arbeit vorgestellt. Die Schwierigkeiten und Herausforderungen der Feldforschungen in Libyen, Süditalien und Malta werden angesprochen und die Dynamiken, die sich während den einzelnen Forschungsreisen entwickelt haben, dargestellt. Da die Untersuchung in Libyen aus verschiedenen Gründen besondere Anforderungen mit sich brachte, werde ich auf diese besonders ausführlich eingehen.

3.1 ZUR NEUORDNUNG VON RAUM, MACHT UND FELD

Globalisierungsprozesse und die wissenschaftlichen und öffentlichen Debatten, die sie mit sich brachten, haben kaum ein Fach in seinen Grundannahmen so sehr berührt wie die Ethnologie. Auch die klassischen ethnologischen Methoden der Feldforschung, die für die Identität des Faches zentrale Bedeutung haben, sind unter Druck geraten: Wie können die unbeständigen Lebenswelten und vielfältigen Verknüpfungen sozialen Handelns weiterhin „vor Ort“ angemessen erfasst werden? Die Ethnologie als Erfahrungswissenschaft muss sich dieser Frage stellen.

Das politisch aufgeladene und räumlich nicht festzuschreibende Thema der europäischen Flüchtlingspolitik knüpft direkt an aktuelle Debatten innerhalb der Ethnologie an, die sich um die Begriffe Raum, Macht und Kultur gruppieren. Eine theoretische Neubestimmung dieser Schlüsselkonzepte des Faches ist dabei in den letzten Jahrzehnten ausführlich erfolgt, methodologische Neubestimmungen und ihre konkrete Umsetzung in die

Praxis der Feldforschung hingegen weit weniger.¹ Zwar wurden seit Mitte der 1990er Jahre neue Ansätze entwickelt und im Feld verwirklicht, diese stehen jedoch zumeist ausschließlich für ihren engeren Forschungskontext. Eine kurze theoretische Einordnung des Forschungsdesigns der vorliegenden Arbeit und die genaue Darstellung des Vorgehens im Feld sollen deshalb innovative Anknüpfungspunkte für die Methoden der Ethnologie diskutieren.

Diente der „Raum“ Ethnologen noch vor wenigen Jahrzehnten als eine Art neutrales Raster, auf dem kulturelle Differenz, historische Erinnerung und die Organisation des Sozialen eingeschrieben werden konnten, so ist die Vorstellung einer deckungsgleichen Übereinstimmung von Raum und Kultur in einer globalisierten Welt obsolet geworden. In dieser Debatte sind aktuell zwei grundsätzlich unterschiedliche Ansätze der Theoriebildung zur Raum- und Kulturfrage zu erkennen: Zum einen diejenigen Theorien, die in der Vorstellung einer Welt globaler Kontakte grundsätzlich auf die Aufteilung in (Macht und Kultur-)Zentren und Peripherien zurückgreifen. In immer differenzierteren und flexibleren Auffächerungen zeigen sich einige dieser Modelle besonders von Netzwerktheorien beeinflusst (z.B. Ulf Hannerz). Zum anderen gruppieren sich Theoretiker, die diese anhaltenden Dichotomien ablehnen, vor allem um den Anthropologen Arjun Appadurai. Aus seiner Sicht gestalten sich die Kultur- und Raumbezüge in der heutigen Welt grundsätzlich fraktal – also ohne scharfe Grenzen, Strukturen oder Regelmäßigkeiten. Als Hintergrund seiner Theorie verweist er auf einen „desorganisierten Kapitalismus“ und regt einen dynamischen, prozessualen Raum- und Kulturbegriff an, der radikal kontextabhängig ist.² Die sich auf einen Ort mit einer darin scheinbar „verwurzelten“ Kultur fokussierende klassische Feldforschung erscheint in diesem Kontext nicht mehr für alle Forschungsfragen opportun, neue methodische Zugänge müssen entwickelt werden.

-
- 1 Gupta, Akhil/Ferguson, James (1997): *Culture Power Place: Ethnography at the End of an Era*. In: *Culture Power Place – Explorations in Critical Anthropology*. Hg. (Hg.) London, S. 3.
 - 2 Kreff, Fernand (2003): *Grundkonzepte der Sozial- und Kulturanthropologie in der Globalisierungsdebatte*. Berlin, S. 87-162.

Auch die qualitative Unterteilung in die Welt des Forschers und der Beforschten als eine Trennung zwischen einem zivilisierten, modernen „wir“ und einem traditionellen, prämodernen „sie“ ist aufgebrochen und hat das Problem der Selbstpositionierung des Forschers und seinem eigenen theoretischen Instrumentarium zu einer Kernfrage der ethnologischen Forschung gemacht. Die exotisierende, eurozentrisch geprägte Darstellung des „Anderen“ (sog. *Othering*) entlang kultureller Differenz als Gegenstand ethnologischen Schreibens ist demzufolge nicht mehr hinnehmbar. Die *Writing Culture*-Debatte und das Problem des *Othering* haben nach einer Krise in den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts³, die gleichsam das Wegbrechen des Hauptgegenstandes der Ethnologie bedeutete, das Fach nun in eine Phase geführt, die wenig hinübergerettet hat in die „neue Zeit“: Zum Einen das Bewusstsein für die weitere Notwendigkeit qualitativ hochwertiger Feldforschung als charakteristisches Merkmal der Ethnologie innerhalb einer verschwimmenden Fächerlandschaft der Sozial- und Humanwissenschaften. Zum anderen eine offene Debatte, welches der angemessene theoretische, ethische und methodische Umgang mit einer globalisierten Welt für die Ethnologie sein kann.

Die vorliegende Arbeit bündelt anknüpfend an die ethnologische Grenz- und Migrationsforschung Fragen, die im Kontext der veränderten Raum-, Macht- und Kulturkonzepte aufgekommen sind, und die Dringlichkeit neuer methodischer Zugänge zeigen. Der immer weniger zwingende Zusammenhang von Kultur und Raum und das Erfordernis einer Methodologie, die der komplexen Fragestellung von Veränderungsprozessen im europäischen Flüchtlingsrecht und den unsteten Lebenswelten von Migranten gerecht werden kann, werden hier deutlich. Das emotional und politisch sensible Thema Flucht und Migration sowie Forschungsorte, die ein Maß an Verantwortlichkeit einfordern, das über klassische Forschungsfelder hinausgeht, verlangen zudem nach einer ethischen Diskussion des methodischen Vorgehens und einer transparenten Positionierung der Forscherin im Feld und in der Textproduktion. Vor dem Hintergrund dieser kurz skizzierten Entwicklungs- und Konfliktlinien soll das Forschungsdesign der vorliegenden Arbeit vorgestellt werden. Die angerissenen Fragen, die für die Ent-

3 Schiffauer, Werner (1997): *Die Angst vor der Differenz*. In: *Fremde in der Stadt*. Ders. (Hg.) Frankfurt/Main, S. 157-172.

wicklung einer theoretisch fundierten, geeigneten Methode bedeutsam sind, werden dabei aufgegriffen und vertieft.

3.1.1 „Follow the people ...“⁴

Um die örtliche Dichotomie des „hier“ und „dort“ früherer Forschungen aufzubrechen, ist ein Perspektivwechsel in Richtung eines relationalen Verständnisses von möglichen Forschungsorten und Netzwerken nötig.⁵ Für die Untersuchung der europäischen Flüchtlingspolitik ausgehend vom Grenzraum des zentralen Mittelmeers zwischen Libyen, Malta und Italien soll durch eine Reise entlang der Küsten dieser Länder eine Ethnographie der Seegrenze entstehen. Die komplexen italienischen, maltesischen und europäischen Kontrollmechanismen an der Mittelmeerküste erfordern einen adäquaten methodischen Forschungsansatz, denn sie haben wenig mit einer als territorialer Linie gedachten Grenze gemein; vielmehr fächern sie sich auf in höchst flexible und differenzierte Grensräume, die zum Teil nicht markiert sind. Nach innen reichen sie weit in das Landesinnere der europäischen Länder, nach außen bis in libysches Territorium hinein.

Die *Multi-Sited Ethnography* nach George E. Marcus eignet sich als örtlich flexible, interdisziplinär angelegte Methode der ethnographischen Feldforschung für das fragmentierte Forschungsfeld heutiger Grenzregime und ihrer Verflechtungen mit lokalen Akteuren.⁶ Dieser methodische Ansatz, der sich dem nicht an einem Ort erfahrbaren Forschungsfeld anpasst und es dem Forscher gleichsam erlaubt, sich mit dem Feld zu bewegen, dient daher als Grundlage für das Forschungsdesign der vorliegenden Arbeit. Das Zusammenspiel lokaler, nationaler und europäischer Akteure des

4 Marcus, George E. (1995): *Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography*. In: *Annual Review of Anthropology*, 24, S. 106.

5 Lauser, Andrea (2005): *Translokale Ethnographie*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung (Online Journal)*, 6 (3) Art. 7. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-7-d.htm> (10.12.2005).

6 Marcus, George E. (1995): *Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography*. In: *Annual Review of Anthropology*, 24, S. 95-117.

EU-Flüchtlingsschutzes soll dabei in einer dreistufigen Feldforschung auf Mikro- und auf Makroebene illustriert werden.

Die Auswahl bestimmter Räume für die Forschung im Grenzraum folgt der „Spur der Flüchtlinge“ von Süden nach Norden: Ausgangspunkt ist eine Außensicht auf das europäische Grenzregime von der libyschen Hauptstadt Tripolis aus. Das Küstengebiet um die libysche Hauptstadt hat sich in den letzten Jahren zum Hauptausgangspunkt für Migranten und Flüchtlinge entwickelt, die über das Mittelmeer von Afrika nach Italien gelangen möchten. In einer einmonatigen Forschung im Oktober und November 2007 sollte in Tripolis Forschungsfragen bezüglich der Lebenswelten der Flüchtlinge und Migranten vor Ort und den Auswirkungen der italienisch-libyschen Kooperation auf ihre Lebensbedingungen und Migrationsentscheidungen nachgegangen werden.

Nahezu alle Flüchtlinge, die über das Mittelmeer Richtung Italien reisen, landen mit ihren Booten heute auf Sizilien oder der kleinen Insel Lampedusa (siehe Kapitel 1). Die sizilianische Stadt Palermo dient daher von April bis Juli 2007 als Basis einer exemplarischen Untersuchung, angelegt als Innensicht auf das italienisch-europäische Grenzregime. Palermo ist als Hauptstadt der Region Sizilien Sitz verschiedener Grenzbehörden und maritimer Einrichtungen, sowie auch einiger Büros von Flüchtlingsorganisationen. Die Stadt eignete sich gut zur Kontaktaufnahme zu den verschiedenen Behörden und Organisationen für Migranten und als Ausgangspunkt für Reisen zu Aufnahme-, Identifikations- und Abschiebeeinrichtungen. Ein Aufenthalt von einer Woche Anfang Mai 2007 auf der besonders von der Anlandung ankommender Migranten betroffenen Insel Lampedusa rundet die räumliche Auswahl für eine Ethnographie der Seegrenze ab.

Dritter und letzter Forschungsort meiner *Multi-Sited Ethnography* zur europäischen Flüchtlingspolitik ist die Mittelmeerinsel Malta. Zu dem Entschluss auch Malta zu besuchen, komme ich während meiner Forschung auf Sizilien. Vorfälle von verzögerter Seenotrettung von Migranten, die Verweigerung der Ausschiffung der durch die zivile Schifffahrt geretteten Flüchtlinge und Berichte, die unhaltbare Zustände in den maltesischen Haftzentren für Flüchtlinge und Migranten beschreiben, häufen sich im Frühling und Sommer 2007. Auch die Mission der europäischen Grenzschutzagentur Frontex „Nautilus“ verlegt ihren Stützpunkt nach Malta. Da Malta somit eine Schlüsselposition bei der Rettung von Bootsmigranten

und im Grenzgeschehen innehat, entschieße ich mich zu einer einmonatigen Feldforschung auf Malta im September und Oktober 2007.

Neben der Kombination verschiedener Forschungsörtlichkeiten verlangt eine *Multi-Sited Ethnography* auch die Verbindung verschiedener Vorgehensweisen im Feld. In den folgenden Abschnitten werde ich die angewendeten Methoden und meine Erfahrungen im Feld genauer beschreiben. Libyen werde ich besonders ausführlich behandeln, da die Umstände meiner Forschung in Tripolis spezielle Vorbereitungsarbeiten, Methoden und Verhaltensweisen im Feld erforderlich machten. Wie schon in der Einleitung erwähnt, stützt sich meine Forschung vor allem auf leitfadengestützte Interviews und Expertengespräche, die offen oder halboffen geführt wurden. Ich habe allerdings vor allem in Libyen, den Umständen der Forschungssituation entsprechend, auch offenere Methoden der qualitativen Sozialforschung gewählt. Die unterschiedliche Tiefe und Qualität des gewonnenen Datenmaterials ist dabei in Kauf zu nehmen, die Feldforschung als zentrales Moment des Fachverständnisses jedoch kein beliebig ausformbares Werkzeug.⁷ Von großer Bedeutung sind die vor allem in der Einleitung erfolgte Offenlegung der Forschungsintention und die Möglichkeit, die Wahl des jeweiligen „methodischen Werkzeugkastens“ nachzuvollziehen.

3.1.2 Welches ist die passende Darstellungsform für eine Ethnographie der Grenze?

Jede ethnographische Untersuchung erfordert es, in der schriftlichen Umsetzung eine Auswahl zu treffen: Welchen Stimmen wird Gehör geschenkt, welche Meinungen werden vernachlässigt? Der sich vor allem auf die Praxis der Regierungen und den damit verbundenen Auswirkungen auf die Lebenswelten der Migrant*innen richtende Blick meiner Ethnographie der Seegrenze ist neben der gebotenen Offenlegung des Forschungsstandpunktes ein Versuch, dem so genannten *Otherring* in der schriftlichen Repräsentation des Feldes zu entkommen. Dabei geht es nicht um das Ausklammern soziokultureller Unterschiede, die auch in der vorliegenden Arbeit offen angesprochen werden oder durchklingen, sondern darum, Alternativen jen-

7 Welz, Gisela (1998): *Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck*. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 94, S. 177-195.

seits des durch kulturelle Differenzen geleiteten Blickes, der den Anderen in Abgrenzung zum Selbst erfasst, auszuloten.

Zudem handelt es sich bei der vorliegenden Arbeit ohnehin auch um eine reflexive Sichtweise: Neben Einblicken in die Grenzpraktiken des libyschen und des italienischen Staates geht es in erster Linie um die Veränderungen im europäischen Flüchtlingsschutz, sollen Erkenntnisse über Europa im Vordergrund stehen. Gewalt und Menschenrechtsverletzungen liegen damit nicht außerhalb von Europa, in einem Land der dritten Welt oder versteckt in einem Abschiebegefängnis, sondern werden zu einer alltäglichen Dimension menschlicher Erfahrung, die auch den Herrschaftsstrukturen westlicher Länder immanent sein kann. Der Gefahr, die Ereignisse an der Grenze im Stile eines Menschenrechtsberichtes darzustellen, wird dabei durch die Vermeidung eines eindimensionalen Machtbegriffs begegnet. Dieser würde die Migranten erneut zu Opfern machen und ihnen eine allein passive, stets von den machtvollen staatlichen Akteuren dominierte Rolle zuschreiben, was zudem einer schwarz-weiß Zeichnung in ein Täter- und ein Opfermuster gleichkäme. Auch werden die Beobachtungen in einen weiteren historischen, politischen und rechtlichen Kontext eingebettet.

Um den polyphonen Forschungsansatz angemessen wiederzugeben und um dem Leser die Möglichkeit zu geben, zu einem eigenen Bild zu kommen, werden die vielfältigen Begegnungen und die verschiedenen Aspekte des Forschungsfeldes in „ethnographischen Tableaus“⁸ dargestellt, die durch die Neben- und Gegeneinanderstellung auch konträrer Standpunkte lebendig werden.

Dabei

„[...] ist es unzureichend, alle einzelnen Standpunkte isoliert zu erklären. Sie müssen, wie in der Realität selbst, miteinander konfrontiert werden, nicht um sie im Wechselspiel der endlos sich kreuzenden Bilder zu relativieren, sondern ganz im

8 Siehe dazu: Bretthauer, Bastian (1999): *Die Nachtstadt – Tableaus aus dem dunklen Berlin*. Frankfurt/Main, S.45/46. Bastian Bretthauer nutzt die Idee des dynamischen, unfertig bleibenden Tableaus, die seit 1775 in Paris aufkam, für die atmosphärische Darstellung des nächtlichen Lebens in Berlin. Für meine Arbeit ist die ursprüngliche Idee der Tableaus als Sittengemälde, die soziale und moralische Missstände thematisieren, naheliegend.

Gegenteil um durch den schlichten Effekt des Nebeneinanderstellens sichtbar zu machen, was aus der Konfrontation der unterschiedlichen oder gegensätzlichen Weltansichten hervorgeht, das heißt, in bestimmten Fällen, die Tragik, die aus dem konzeptions- wie kompromisslosen Zusammenprall unvereinbarer, weil gleichermaßen in der sozialen Vernunft begründeter Standpunkte erwächst.“⁹

In dieser Weise sollen die Beschreibungen der Forschungsaufenthalte in Tripolis, Süditalien und Malta als ein Flechtwerk einzelner Szenarien entstehen. Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit geben sie Einblick in die vielfältigen Praktiken und Rationalitäten, die auf lokaler, nationaler und europäischer Ebene im Kontext der europäischen Flüchtlingspolitik wirken. Daran anschließend erfolgt die analytische Auswertung des Datenmaterials im Hinblick auf rechtsanthropologische Schlussfolgerungen und theoretischen Überlegungen, die ich in Kapitel 2 diskutiert habe.

Um eine Antwort auf die verschiedenen Herausforderungen zu finden, welchen eine ethnographische Forschung heute gegenübersteht, hat die Ethnologie alte Sicherheiten in Theorie und Methode mit einem ungewissen Terrain vertauscht: Die moralischen, methodischen und theoretischen Unsicherheiten, die gerade politisch komplexe Felder prägen, lassen sich nicht auflösen. Sie bilden den Kern eines Spannungsverhältnisses, das im Feld und in der späteren Darstellung oft schmerzlich, jedoch auch fruchtbar ist. Letztlich werden gelungene Ethnographien immer aus einer Gratwanderung zwischen parteiischer Innen- und analysierender Außensicht, zwischen kulturrelativistischem Berufsverständnis, normativen ethischen Vorstellungen und einem Verhältnis zwischen Nähe und Distanz zu den Beforschten entstehen. Die sich aus dieser „kreativen Unsicherheit“ ergebende Haltung sollte Mut geben, auch fragmentierte Realitäten und teilweise Erkenntnis zuzulassen.

9 Bourdieu, Pierre et al. (1997): *Das Elend der Welt*. Konstanz, S. 17.

3.2 LIBYEN – VON RISIKO- UND PARANOIAMANAGEMENT

Die Zahl der weltweiten Kriegs- und Krisengebiete hat sich in den letzten Jahrzehnten vervielfacht, immer mehr Regionen erscheinen für eine Forschung vor Ort unzugänglich zu sein. Da auch immer mehr Menschen direkt von Gewalterfahrungen betroffen sind,¹⁰ ist es dennoch wichtig, für möglichst viele Gebiete dieser Welt einen Weg zu finden, methodisch und ethisch verantwortungsvoll Feldforschung betreiben zu können. Mein erster Forschungsort Tripolis, der in Kapitel 4 in seinen historischen, politisch-sozialen und rechtlichen Besonderheiten vorgestellt wird, war mit verschiedenen Herausforderungen für eine ethnographische Feldstudie zum Thema Flüchtlinge und Migranten verbunden. Ethische Grundsätze des Faches¹¹ konnten zu Gunsten von Sicherheitsbedenken für Informanten und Forscherin nicht immer eingehalten werden, ebenso musste der Wunsch nach ausreichendem und gesichertem Datenmaterial oftmals hinter diesen Bedenken zurücktreten. Auch in der späteren Verschriftlichung der Arbeiten im Feld wurde darauf geachtet, Informanten nicht zu gefährden.

Die folgende Schilderung von Vorbereitung und methodischer Durchführung des Feldaufenthalts in Tripolis soll einen Beitrag zur möglichen Vorgehensweise in „schwierigen“, also durch außergewöhnliche Forschungsbedingungen gekennzeichneten Feldern, leisten. Im Stile von Jeffery A. Slukas „*Reflections on Managing Danger in Fieldwork*.“¹² sollen

-
- 10 Robben, Antonius, Nordstrom, Carolyn (1995): *Introduction. The Anthropology and Ethnography of Violence and Sociopolitical Conflict*. In: *Fieldwork under Fire. Contemporary Studies of Violence and Survival*. Dies. (Hg.) Berkeley, S. 2.
 - 11 Siehe zum Beispiel: Ethical Guidelines for Good Research Practice der Association of Social Anthropologists of the UK and the Commonwealth. Verfügbar über: URL: [www.http://www.theasa.org/downloads/Ethical_-_guidelines.pdf](http://www.theasa.org/downloads/Ethical_-_guidelines.pdf) (10.08.2006). Auch der dtv-Atlas Ethnologie (2005) von Dieter Haller führt abrisshaft in das Thema ein. Dabei geht es vor allem um Transparenz bei den Forschungsarbeiten und in der Textualisierung.
 - 12 Sluka, Jeffrey A. (1995): *Reflections on Managing Danger in Fieldwork. Dangerous Anthropology in Belfast*. In: *Fieldwork under Fire. Contemporary*

dabei auch praktische Hinweise und Erfahrungen weitergegeben werden, da ich bei den Vorarbeiten für meinen eigenen Feldaufenthalt festgestellt habe, dass es nur wenig Literatur gibt, die hierbei hilfreich ist.

3.2.1 Der tastende Weg ins Feld

Feldforschungserfahrungen sind nur selten umfassend planbar, im Feld entwickelt sich eine eigene Forschungsdynamik. Informationsrecherche und Kommunikationsbemühungen, sowie die genaue Einschätzung der Forschungsumstände vor Ort sind bei der Vorbereitung auf Felder, die mit außergewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden sind, oftmals besonders mühselig. Dennoch ist gerade hier eine sorgfältige Planung unerlässlich, um Risiken zu minimieren. Die eigene Eitelkeit oder der Ehrgeiz eine „besondere“ Forschung durchführen zu wollen ist bei der Eruierung des Feldes kein guter Ratgeber. Die eigene Sicherheit und die Sicherheit der Informanten müssen im Vordergrund stehen, da die Verantwortung in diesem Kontext über die der traditionellen Feldarbeit noch hinausgeht.¹³

Bei dem Versuch, mir ein Bild der Lage für meine Forschung über die gefundene Literatur hinaus zu machen, stieß ich nach längerer Suche auf einen Doktoranden, der im April 2006 zu einem ähnlichen Thema in Tripolis geforscht hatte und mir viele wertvolle Hinweise für die Durchführung vor Ort geben konnte. Was er von einem Monat Forschungsaufenthalt in Libyen mit einem ähnlichen Interesse an Flüchtlingsfragen berichtete, war allerdings wenig ermutigend: Er hatte sich durch den obligatorischen Reisebegleiter ständig überwacht und gemäßregelt gefühlt. Bei dem Versuch, abseits der Touristenziele Einblicke zu gewinnen, gab es heftige Auseinandersetzungen. Fahrten in die Wüstenstädte seien zudem von weiteren „Geheimdienstmitarbeitern“ mit mehreren Autos begleitet worden. Bei der Ausreise hatte man ihm am Flughafen Tripolis Feldtagebücher zerrissen

Studies of Violence and Survival. Robben, Antonius/Nordstrom, Carolyn (Hg.) Berkley, S. 276-291.

- 13 Robben, Antonius/Nordstrom, Carolyn (1995): *Introduction. The Anthropology and Ethnography of Violence and Sociopolitical Conflict*. In: *Fieldwork under Fire. Contemporary Studies of Violence and Survival*. Dies. (Hg.) Berkley, S. 4.

und Datenmaterial zerstört. Er machte mich darauf aufmerksam, dass die Reise ihn unter großen psychischen Stress gesetzt habe und er die von mir geplanten drei Monate in Tripolis als zu lang für eine derartige Forschungssituation empfand. Mit diesen Informationen in der Hand entschloss ich mich, den Feldaufenthalt auf einen Monat zu beschränken, mein Forschungsinteresse nicht offen kundzutun und einen ständigen Reisebegleiter um jeden Preis zu vermeiden.

Glücklicherweise gab es noch eine weitere Informantin, die optimistischer klang: Sie hätte auch als alleinreisende Frau in Libyen nie Probleme gehabt. Die Menschen seien bei ihren touristischen Besuchen stets sehr freundlich und hilfsbereit gewesen. Das Land sei durch die enge Überwachung des Gadaffi-Regimes zudem sehr sicher für Reisende. Von offener Geheimdienstarbeit keine Spur. Sie bestärkte mich in meinem Vorhaben, eine an die Wirklichkeit angelehnte Legende für die gesamte Unternehmung zu entwickeln. Offene Fragen, die den Umgang mit Migranten in Libyen betreffen würden, hätten auch nach ihrer Meinung in jedem Fall die Verweigerung des Visums und große Probleme in Libyen nach sich gezogen. Die Legende sollte in der Vorbereitung und vor Ort einheitlich vorgebracht werden und zudem schlüssig sein. Als unverfänglich und nicht zu weit von meinem eigentlichen Forschungsthema entfernt, erschien mir ein vorgebliches Interesse an der heutigen Beziehung Italiens zu seinen ehemaligen Kolonien Eritrea und Libyen. Verbunden allerdings mit einer Vorliebe für die römischen Ruinenstädte in Libyen und andere Touristenattraktionen, da ein Forschungsvisum nicht in Frage kam.

Schon bei der Einreise wurde diese Formulierung verwendet: Für Touristen ist Libyen eigentlich nur über Gruppenreisen zugänglich. Deshalb musste ich für ein individuelles Visum auf eine in Deutschland ansässige, von einem Libyer betriebene Firma zurückgreifen. Der Versuch, eine bei dieser Firma teuer erkaufte persönliche Einladung zu umgehen, führte immer wieder ins Leere oder zurück zu besagtem Unternehmen. Also bezahlte ich die vom Unternehmen verlangten 200 Euro. Auch dort war neben Geld jedoch einige Überzeugungsarbeit notwendig. Um den obligatorischen Reisebegleiter zu umgehen, musste ich letztendlich schriftlich versichern, dass ich Tripolis alleine nicht verlassen würde.

Vor meiner Abreise achtete ich außerdem darauf, dass mein Forschungsthema für die Dauer meines Feldaufenthaltes aus verschiedenen Internetseiten gelöscht wurde. Ich versuchte zudem noch möglichst viele

potentielle Ansprechpartner für meine Forschung zu recherchieren: Das italienische Kulturinstitut und die Adressen vom UNHCR und IOM in Tripolis.¹⁴ Auf meine E-Mails zur Kontaktaufnahme erhielt ich allerdings keine Antwort.

Vor der Abreise war ich durch die unterschiedlichen Eindrücke und Stimmen meiner Informanten hin- und hergerissen zwischen optimistischer Freude auf ein spannendes Feld und Ängsten vor einem unbekannten Restrisiko. Dieser Zustand, der ohne letzte Gewissheit über die tatsächliche Situation auskommen muss, sollte mich auch in Tripolis noch öfter heimsuchen. Über die Einschätzung der Gefahren kann es letztlich keine volle Klarheit geben, was für die jeweilige Gemütslage zählt, ist zumeist der eigene Kopf. Kurz vor Abreise vertauschte ich deshalb die Lektüre der Menschenrechtsberichte mit bunten Reiseführern und kam zu dem Schluss, dass das größte und damit erträgliche Risiko für mich eine Ausweisung aus Libyen sei. Ein Land, das nach einer langen Phase der Isolation seit drei Jahren wieder Anschluss an die Welt und vor allem den Weltmarkt sucht, würde sicher wegen einer Studentin keine weiteren diplomatischen Verwicklungen mit Deutschland riskieren.

Die deutsche Botschaft in Tripolis hatte ich kurz per E-Mail kontaktiert. Sie hatten mir ein günstiges Hotel für meinen Aufenthalt empfohlen, das ich gemeinsam mit einer syrischen Freundin anrief. Sie beriet mich auch, was das Verhalten und die Kleidung einer Alleinreisenden in einem islamischen Land angeht.

Ein Auszug aus dem Feldtagebuch kurz vor Abreise, das ich in diesem Fall schon vor Feldeintritt geführt hatte, liest sich folgendermaßen:

„Das Wechselbad der Gefühle zwischen Angst und Optimismus ist jetzt erstmal in dauerhaften Optimismus umgeschlagen und ich habe eigentlich mit meiner Herangehensweise ein ganz gutes Gefühl [...]. Ich habe die richtige Kleidung eingepackt,

14 UNHCR (*Hoher Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen*) und IOM (*International Organisation for Migration*) haben je ein kleines Büro in Tripolis. UNHCR kann die offizielle Flüchtlingsschutz-Mission jedoch nicht erfüllen und hat keinen Zugang zu Abschiebegefängnissen oder anderen Flüchtlings-einrichtungen. IOM ist für die Rückführung freiwilliger Heimkehrer und für Informationsprogramme für Migranten zuständig.

lasse Aufnahmegerät und Laptop zu Hause und habe UNHCR und IOM Adressen und Nummern chiffriert in meinen Kalender geschrieben. Die Adressen der Abschiebegefängnisse habe ich mir gemerkt, das in der El Fatah Street in Tripolis, Gharyam bei Tripolis und einige andere im Lande.“¹⁵

3.2.2 Tripolis – Methode und Dynamik

Trotz der relativ kurzen Aufenthaltszeit in Tripolis vom 05.10.2006 bis 02.11.2006 sollte zu Beginn der Forschung ein ausreichender Zeitraum für eine bessere Einschätzung des Feldes vor Ort und die Eingewöhnung in das fremde Umfeld stehen.

Der Empfang im Hotel war freundlich. Bei den ersten *Wahrnehmungsspaziergängen*, die mich vom zentrumsnahen Hotel in die Altstadt und die weiten Hafenanlagen von Tripolis führten, stellte ich fest, dass meine bloße Anwesenheit im Straßenbild großes Aufsehen erregte: unzählige Blicke, geprägt von einer Mischung aus Neugier und Erstaunen, sollten mich während meines ganzen Aufenthaltes in Tripolis begleiten. Auch wurde schnell klar, dass nur sehr wenige Libyer eine Fremdsprache sprechen und, da ich kaum Arabisch rede, die Verständigung sehr eingeschränkt war. Kurzzeitig kam ich in dieser ersten Phase der Forschung zwar immer wieder mit Menschen in Kontakt, aber ein Anknüpfungspunkt für meine Forschungsfragen war nicht erkennbar. Auch erschien es mir ob des Aufsehens, das meine Anwesenheit auslöste, undenkbar einige der vielen Migranten auf der Straße anzusprechen oder zu befragen. Dazu ein Gedanken aus dem Feldtagebuch:

„Das mit den Wahrnehmungsspaziergängen ist gar nicht so einfach in Libyen – ich muss mich ziemlich überwinden. Das Schwierige ist so zu tun, als hätte ich ein Ziel, ohne ein Ziel zu haben. Sonst werde ich zu oft angesprochen. Nur in den Geschäften kann ich ein wenig verweilen.“¹⁶

15 Feldtagebuch 1, das ich für die Vorbereitungszeit verwendete, am 04.10.2006. In Libyen habe ich ein anderes Feldtagebuch genutzt und das erste zu Hause gelassen.

16 Feldtagebuch 2 am 08.10.2006.

Mein Feldtagebuch diente mir in Libyen als wichtigstes Aufzeichnungsinstrument, da Aufnahmegerät oder Videokamera zum Schutz der Informanten und zur Abmilderung der Hemmungen, überhaupt offen mit mir zu sprechen, zu Hause geblieben waren. Ich organisierte es in verschiedene Sektionen: Ein allgemeiner Teil, wo all meine Beobachtungen und auch reflektierenden Gedanken Eingang fanden. Einige Seiten, die ich Logbuch nannte und die mir halfen, die Tage zu planen und die kurze Zeit optimal zu nutzen. Zudem einen Teil, wo ich erste Annahmen und Hypothesen formulierte und einen letzten Abschnitt, den ich „Regeln“ nannte, der sich speziell mit den gewonnenen Einsichten bezüglich der Vorsichtsmaßnahmen vor Ort beschäftigte. Teilweise chiffrierte ich Informationen und trug das Tagebuch immer bei mir, um mein Material zu schützen. Ich vermied es, mir außerhalb meines Hotelzimmers Notizen zu machen.

Insgesamt war ich nach einigen Tagen recht entmutigt und auch angestrengt von der ungewohnten Aufmerksamkeit, die mir überall zuteil wurde. Glücklicherweise empfand ich das Hotel – in Antagonismus zu meinen Erfahrungen außerhalb – immer als wichtigen Ort der Erholung. Da bis Mitte Oktober die Zeit des Ramadan anhielt, musste ich mich tagsüber auch zum Essen und Trinken auf mein Zimmer zurückziehen. Die Fastenzeit bescherte mir allerdings zu Ende des Ramadan eine Einladung zu einer großen Familienfeier am Stammsitz des Hotelbesitzers und damit Zugang zu einem wichtigen Teil libyscher Familienkultur.

Nachdem ich zunächst keinen Anknüpfungspunkt für meine Forschungsfragen zu finden schien, ging ich am Ende der ersten Woche im Feld in eine Kirche der Stadt zum Gottesdienst. Die teils auf Englisch, teils auf Italienisch gehaltene Messe wurde von der kleinen europäischen Gemeinde in Tripolis gut besucht. Bei einem anschließenden Gespräch erfuhr ich, dass jeden Freitag die viel größere afrikanische Gemeinde zusammenkommt und im Anschluss an den Gottesdienst eine Art Gesundheitsdienst und eine Sozialsprechstunde durchgeführt werden. Diese christliche Gemeinde in Tripolis erwies sich damit als optimaler Ort, um mit Migrantinnen und Migranten in Kontakt zu kommen.

Als der Freitag kam, hatte ich vielfältige Möglichkeiten, mich Afrikanern aus den verschiedensten Ländern, z.B. Nigeria, Sudan, Demokratische Republik Kongo, Liberia, Sierra Leone etc., vorzustellen. Die Kirche wurde somit zum Ausgangspunkt meiner Kontakte zu Migranten, die zum Teil nach Italien reisen wollten, zum Teil aber auch andere Pläne hatten. Die

Verständigung war diesmal kein Problem, da hier auch untereinander Französisch oder Englisch gesprochen wurde. In den folgenden Wochen befragte ich nach dem „Schneeballprinzip“ Migranten verschiedenster Nationalität. In Begleitung besuchte ich auch einige von ihnen zu Hause in den ummauerten, zumeist sehr ärmlichen Gehöften, den so genannten „Compounds“, die isoliert von den libyschen Wohngebieten liegen. Besonders der Besuch von Taufen oder neugeborenen Babys gaben mir einen willkommenen Grund, Migranten in ihren Wohnungen zu besuchen und einen Einblick in ihre Lebensverhältnisse zu erhalten. Dabei kam zu sehr offenen Gesprächen bezüglich der Gefahren und Unsicherheiten, die das Leben für Migranten in Libyen mit sich bringt. Die Begegnungen hatten zum Teil Interviewcharakter, zum Teil handelte es sich um kürzere oder längere informelle Gespräche, wo auch ich zu den Lebensumständen von Migranten in Italien und Europa befragt wurde. Möglichst kurz darauf fertigte ich Gesprächsprotokolle in meinem Hotelzimmer an.

Mit dem augenscheinlich großen Gefälle zwischen mir und meinen Gesprächspartnern unter den Migranten, was die soziale Stellung in Libyen und die allgemeine Lebenssituation anging, war nicht immer leicht umzugehen: „[...] Machtverhältnisse in Zusammenhang mit den politischen Verhältnissen zwischen den Herkunftsländern [...], sowie kulturelle Identität, Geschlecht, Alter, Klasse, Bildung und finanzielle Ressourcen [...]“¹⁷ bestimmen die gegenseitige Wahrnehmung und damit die Feldforschungsbeziehungen. Durch die prekäre Lebenslage fast aller meiner Gesprächspartner unter den Migranten, wurde ich immer wieder zum Ziel von Wünschen und Hoffnungen, denen ich nicht gerecht werden konnte. Ich versuchte bezüglich meiner Person und meiner Absichten möglichst offen zu sein und betonte, dass ich Studentin sei, und nicht über die Ressourcen verfügte, etwas an ihrer Situation zu ändern. Trotz der allorts freundlichen Begegnungen und einem möglichen Erkenntnisgewinn durch weitere Interviews, beschränkte ich mich auf einmalige Besuche. Die Erwartungen meiner Gesprächspartner und eine eventuelle Aufmerksamkeit durch die Behörden wollte ich damit gering halten.

17 Schlehe, Judith (2003): *Formen qualitativer ethnographischer Interviews*. In: *Methoden und Techniken der Feldforschung*. Beer, Bettina (Hg.) Berlin, S. 89.

Da es für meine Forschung in Libyen nicht möglich war, mit Ämtern und anderen staatlichen Institutionen zu sprechen, musste ich meinen polyphonen Forschungsansatz gleich zu Beginn meiner Feldstudien einschränken. Neben Migranten befragte ich einige Libyer zu ihrer Wahrnehmung der Mittelmeergrenze und ihrer Meinung zu den in Libyen lebenden Migranten. Außerdem war der Leiter des IOM in Libyen bereit zu einem Interview. Nachdem mein Erscheinen im Büro des UNHCR bei den Mitarbeitern großes Erstaunen ausgelöst hatte und mir kein Gespräch gewährt wurde, ließ ich die Bemühungen, mit weiteren öffentlichen Stellen zu reden, ruhen und konzentrierte mich auf den direkten Kontakt zu Migranten. Zwischen meinen Feldstudien erkundete ich immer wieder touristische Ziele, um meinem Tourismusvisum gerecht zu werden und ein eventuelles Interesse an meinen Aktivitäten zu zerstreuen.

Immer wieder gab es während meines Aufenthaltes Phasen, in denen ich abends recht beunruhigt in meinem Hotelzimmer saß und mich fragte, ob ich zu weit gegangen sei. Die Besuche in den „Compounds“ hatten immer recht große Aufmerksamkeit bei den Migranten ausgelöst, außerdem wurde ich eines Abends auf einem Marktgelände von einem Herren in Zivil gefragt, warum ich Fotos mache, das sei hier verboten, dazu müsse ich erst die Erlaubnis des Sicherheitsdienstes, also ihm, einholen. Auch war klar, dass alle Aktivitäten rund um die von mir besuchte Kirche in Tripolis genau kontrolliert wurden. Zudem hatte ein Bekannter erwähnt, dass in jeder libyschen Großfamilie mindestens ein oder zwei Geheimdienstmitarbeiter zu finden seien, die Überwachungsichte also sehr hoch sei. Besonders zum Ende meines Aufenthalts hin spürte ich, dass die psychische Belastung, auch bedingt durch die Einblicke in die schwierigen Lebensverhältnisse der Migranten, wuchs. Ich wurde schreckhaft und der Verkehr in Tripolis, der zum Teil ohne für mich erkennbare Regeln ablief, stresste mich immer mehr. In dieser Zeit der starken „gefühlten Überwachung“ versuchte ich mich abends durch leichte Fernsehunterhaltung abzulenken. Auch längere Telefongespräche mit Familie und Freunden waren hilfreich, Äußerungen zu meinen Ängsten oder Forschungserfahrungen vermied ich allerdings. Nach knapp einem Monat in Libyen war ich froh, bald nach Hause zu fliegen.

Als letzte Hürde empfand ich die Sicherheitskontrollen am Flughafen, nachdem der Doktorand, der Libyen vor mir besucht hatte, so schlechte Erfahrungen dort gemacht hatte. Mein Feldtagebuch steckte ich zwischen

libysche Souvenirs und Reiseführer. Der letzte, etwas zynisch wirkende Eintrag in meinem Feldtagebuch, den ich im Flugzeug verfasste, liest sich folgendermaßen:

„[...] Der Flughafen war entspannt. Ich habe wohl einfach die richtige Hautfarbe und die richtige Nationalität, um von allen nett durchgewinkt zu werden. [...]“¹⁸

Nach meiner Rückkehr musste ich weiterhin sorgfältigen abwägen: Die schriftliche Aufarbeitung der Feldarbeit verlangte Sensibilität im Umgang mit dem Datenmaterial. Auch habe ich in der Arbeit alle Namen von Informanten geändert, auch derjenigen die nicht Libyen betreffen. Abschließend lässt sich sagen, dass mein vorsichtiges Verhalten sich insofern bewährt hat, als dass weder meine Informanten noch ich nach der Forschung Schwierigkeiten bekommen haben. Der Gedanke, dass eventuell mehr Interviews aufgezeichnet oder mehr Gespräche mit offiziellen Stellen hätten geführt werden können, lässt sich nicht überprüfen. Die Frage, die aufkommen mag, ob eine Forschung unter diesen Umständen überhaupt Sinn macht, kann ich für meine Forschung wie folgt beantworten: Sicherlich kann sich eine wissenschaftliche Arbeit nicht allein auf ein solch dünnes Datenmaterial stützen. Da es sich im Falle der vorliegenden Arbeit jedoch nur um einen von drei Forschungsorten handelt, konnte der Feldaufenthalt in Tripolis bereichernde Eindrücke gewähren. Letztlich konnte ich, wie sich in der folgenden Ethnographie zeigt, durch den kurzen Aufenthalt in Tripolis Erkenntnisse gewinnen und Verknüpfungen erkennen, die nur vor Ort erfahrbare waren. Der Versuchung, aus den einzelnen „Puzzleteilen“, die vor Ort gesammelt wurden, ein vollständiges Bild machen zu wollen, sollte jedoch unbedingt widerstanden werden. Es müssen vielmehr eine Überbewertung der Forschungsergebnisse vermieden und zum Teil unbefriedigende Ergebnisse hingenommen werden.

18 Feldtagebuch 2 am 02.11.2006.

3.3 ITALIEN – VIELFÄLTIGE AKTEURE, UNTERSCHIEDLICHE METHODEN

Im Gegensatz zur Feldforschung in Libyen gab es auf Sizilien keine Einstiegsprobleme in mein Forschungsfeld oder Schwierigkeiten in der Kontaktaufnahme zu den mannigfaltigen Akteuren rund um den süditalienischen Grenzraum. Im April 2006 hatte ich gemeinsam mit Judith Gleitze einen Bericht zur Situation der Flüchtlinge in Süditalien¹⁹ für die Organisation Pro Asyl verfasst, der auch mit der Befragung von Migranten, Anwälten, Verantwortlichen von Flüchtlingseinrichtungen und Anderen einherging. Auf diese Kontakte konnte ich nun wieder zurückgreifen und schnell waren nach meiner Ankunft am 1. April 2007 erste Interviewtermine festgelegt. Auch die aus vorherigen Forschungen herrührende Vertrautheit mit der italienischen Sprache und Süditalien als Forschungsfeld²⁰ kürzten die Eingewöhnungsphase in das Feld wesentlich ab.

Mein Forschungsinteresse war in Sizilien zunächst recht breit angelegt. Neben einem Einblick in die Verhältnisse auf See ging es mir darum, die geschlossenen Haftzentren vor Ort, die auch eine große Rolle im Asylverfahren spielen und die allgemeine Situation der Bootsmigranten nach ihrer Ankunft auszuleuchten. Bezüglich meiner Forschungsfragen, welche die Rolle des Grenzraums für den gesamteuropäischen Flüchtlingsschutz und das Zusammenspiel der lokalen, nationalen und EU-Akteure betreffen, war es mir zudem wichtig zu untersuchen, inwieweit die Asylrichtlinien der EU (siehe Kapitel 2) im süditalienischen Grenzraum umgesetzt oder auch interpretiert, modifiziert oder ignoriert werden.

Mein Feldtagebuch unterteilte ich auch in Süditalien in unterschiedliche Sektionen. Neben dem wie schon in Libyen geführten „Logbuch“, der den organisatorischen Teil samt Kontakte und Telefonnummern aller Befragten

19 Gleitze, Judith/Klepp, Silja (2006): *Zonen der Rechtlosigkeit. Auf den Spuren der Flüchtlinge durch Süditalien*. Pro Asyl (Hg.) Frankfurt/Main. Im Original wurde der Bericht unter dem Pseudonym „Alice Schultz“ von Pro Asyl veröffentlicht, da ich vor meiner Reise nach Libyen Bedenken hatte, kritische Berichte mit meinem Namen u. a. im Internet zu veröffentlichen.

20 Siehe vor allem: Klepp, Silja (2007): *Ankunft und Aufnahme von Flüchtlingen in Italien. Eine ethnographische Reise an die Grenzen Europas*. Saarbrücken.

beinhaltete, schrieb ich im Hauptteil des Tagebuches alle Geschehnisse, Beobachtungen und Gedanken zum Feld nieder. Im hinteren Teil des Tagebuchs hielt ich erste theoretische Gedanken fest und legte eine Liste des gesammelten Datenmaterials, also vor allem meiner Interviews, an. Ein zweites Notizbuch führte ich für alle Interviews. In diesem Buch entwarf ich den Fragekatalog für die einzelnen Interviews und machte mir während der Gespräche Aufzeichnungen.

Waren erste Interviewtermine auch rasch festgelegt, so zeigte sich dennoch bald, dass zentrale Orte des „Grenzraums Sizilien“ sich als unzugänglich erwiesen. So zum Beispiel die für Asylsuchende im palermitanischen Raum zuständige Abteilung für Immigration (*ufficio immigrazione*) der Quästur (*Questura*) von Palermo. Trotz unzähliger Anrufe, Emails und einem persönlichen Vorsprechen in der *Questura* wurde es mir nicht ermöglicht, mit den für die Asylverfahren verantwortlichen Beamten Gespräche zu führen. Auch meine mit einem Begleitbrief der Universität Leipzig²¹ versehene offizielle Anfrage bei der zuständigen Präfektur von Caltanissetta, Zugang zum Haftzentrum von Caltanissetta zu erhalten, wurde abgelehnt. Damit zeigte sich fünf Jahre nach meiner Forschung in Apulien und Turin, wo ich drei verschiedene Aufnahme- und Haftzentren für Migranten zum Teil sogar mehrmals besucht hatte²², dass der Zugang in italienische Haftzentren für Außenstehende wie Journalisten und Forscher inzwischen wesentlich erschwert wurde. Da bis auf den Direktor des Zentrums auf Lampedusa auch kein Mitarbeiter der verwaltenden Organisationen der Zentren mit mir sprechen wollte, blieb mir in Sizilien nur eine Annäherung an das Thema „Haftzentren“ über Anwälte und andere, die Zugang zu den Zentren haben. Eine Fahrt nach Crotone in der Region Kalabrien, wo das

-
- 21 Der Brief war mir auch in anderen Situationen nützlich. Aufgesetzt von Professorin Monika Wohlrab-Sahr erhielt er die Bitte, mich bei meinem Forschungsvorhaben zur europäischen Flüchtlingspolitik zu unterstützen. Meine institutionelle Anbindung an die Universität Leipzig und das DFG-Graduiertenkolleg „Bruchzonen der Globalisierung“ wurden vorgestellt. Das offizielle Briefpapier der Universität schien immer wieder Eindruck bei Interviewanfragen zu machen.
- 22 Siehe Klepp, Silja (2007): *Ankunft und Aufnahme von Flüchtlingen in Italien. Eine ethnographische Reise an die Grenzen Europas*. Saarbrücken.

größte Haftzentrum für Migranten in Europa liegt, machte es mir über einen Kontakt zu einem Anwalt auch möglich, die für das Haftzentrum und die dort festgehaltenen Asylsuchenden verantwortliche Polizeifunktionärin und stellvertretende Leiterin des *ufficio immigrazione* zu interviewen.

Zu der Lage auf See kam ich hingegen über formelle Interviewfragen per Email oder Telefon gut in Kontakt mit verschiedenen Kommandeuren der Küstenwache (*Guardia Costiera*), dem Admiral für das gesamte Gebiet Westsizilien der Küstenwache und einem Fischer, der nach der Rettung von Migranten als Menschenschmuggler angeklagt wurde. Auch konnte ich einige Prozesstage im Justizpalast von Agrigento zum Fall der Cap Anamur besuchen und mit Aktivisten und Anwälten, die den Fall begleiten, Interviews führen (siehe Kapitel 7). Mit Migranten hatte ich mehrere ausführliche Gespräche. Es erwies sich allerdings schon bald, dass die Seereise selbst für sie alle ein traumatisches Erlebnis darstellte, über das sie nur ungern mit einer Fremden wie mir reden wollten.

Wurden mir Interviews zugesagt, so konnte ich in fast allen Fällen die Gespräche aufzeichnen. Für alle Interviews bereitete ich einen Fragenkatalog vor, den ich dann allerdings nicht in einer festgelegten Reihenfolge „abarbeitete“. Ich legte hingegen Wert darauf, dass sich die Interviewgespräche möglichst frei entwickeln konnten. Da es sich bei meinem Forschungsort, dem Grenzraum zwischen Libyen und Italien, wie schon erwähnt um einen diffusen Raum und eine Vielzahl von Einrichtungen und Institutionen handelt, die schwer zugänglich sind, waren die Interviews und informellere Formen des Gesprächs mit beteiligten Akteuren mein wichtigstes Forschungswerkzeug. Im Zeitraum von Anfang April bis Ende Juni 2007 habe ich 41 Interviews geführt, von denen ich 34 aufgezeichnet habe. Bei der Auswahl der Gesprächspartner ging es mir, wie in der Einleitung beschrieben, um eine Triangulation der Perspektiven auf das Phänomen der Seemigration und auch darum, Mikro- und Makroebene zu verbinden. So war es zum Beispiel hilfreich mit dem verantwortlichen Admiral der Küstenwache, jedoch auch mit einzelnen Kommandeuren in Küstenorten, die regelmäßig mit Bootsmigranten befasst sind, zu sprechen. Neben dem Versuch, somit die Komplexität des Themas besser fassen zu können, sollte so auch der Gefahr einer zu einseitigen und parteiischen Sichtweise entgegengetreten werden.

Teilnehmende Beobachtungen spielten vor allem auf Lampedusa und meiner Küstenreise eine Rolle, jedoch war diese auch hier nur punktuell

möglich und es war eher einem Zufall geschuldet, dass ich zwei Anlandungen von Migranten persönlich beiwohnen konnte (Kapitel 9). Die Prozessbeobachtung des Falls der Cap Anamur in Agrigent stellte neben Interviews und *teilnehmender Beobachtung* eine wichtige Ergänzung für einen Teil meiner Forschung dar. An den drei Prozesstagen, denen ich dem Prozess beiwohnen konnte, wurden der Fall der Cap Anamur und seine Bedeutung für die Seerettung von Bootsmigranten für mich wesentlich greifbarer. Auch hatte ich vor und nach dem Prozess die Möglichkeit, neue Kontakte zu knüpfen und zahlreiche Gespräche bezüglich des Falles und der Situation auf See zu führen.

3.3.1 Reisen außerhalb von Palermo

Vom 3. bis 6. Mai fuhr ich nach Crotone, der kleinen Stadt in Kalabrien, die Sitz des größten Haftzentrums für Migranten innerhalb der EU ist. Hier konnte ich auf wertvolle Kontakte vom Jahr zuvor zurückgreifen und der Anwalt Franco Giancipoli, der Rechtsberatung für Asylsuchende im Haftzentrum von Crotone anbietet, machte es auch möglich, dass ich mit der stellvertretenden Leiterin des *ufficio immigrazione* ein längeres Interview führen konnte. Neben weiteren Anwälten konnte ich hier auch Interviews mit mehreren Migranten durchführen, die ebenfalls über den Anwalt Giancipoli vermittelt wurden.

Eine Küstenreise entlang einiger Orte, die besonders von Anlandungen betroffen sind, führte mich vom 20. bis zum 24. Mai in die an der südlichen Westküste gelegenen Kleinstädte Pozzallo, Porto Palo und Cassibile. Nach einem Interview mit dem Kommandanten der Küstenwache von Pozzallo, ermöglichte dieser mir eine Fahrt auf einem Schiff der Küstenwache. Das abendliche Treffen mit einem Stadtrat von Pozzallo, der für die Versorgung der Anlandungen durch den Zivilschutz (*protezione civile*) verantwortlich ist, wurde von einem Anruf unterbrochen, der eine Anlandung eines Migrantenbootes ankündigte. Als Begleitung des Stadtrats konnte ich an dieser Anlandung im Hafen von Pozzallo teilnehmen (Kapitel 9). Weitere Interviews mit einem Fischer in Porto Palo, der nach Rettung von Migranten wegen Menschenschmuggels angeklagt wurde und mit Anwälten und Migranten verließen mir wichtige Einblicke in die Situation auf See und die unmittelbare Anlandungssituation. Abschließend besuchte ich ein in den

Feldern von Cassibile gelegenes Haftzentrum für Migranten, der Zugang war jedoch auch hier unmöglich.

Vom 30. Mai bis zum 6. Juni hielt ich mich auf der zwischen Libyen, Tunesien und Italien gelegenen Insel Lampedusa auf. Hier landete in den letzten Jahren ein Hauptteil der Migranten an, die von Libyen aus Süditalien erreichen möchten (siehe Kapitel 1). Auf der nur 20 km² großen Insel, auf der Militär und Organisationen zur Versorgung der anlandenden Migranten sehr präsent sind, boten sich mir vielfältige Möglichkeiten zu Interviews und informellen Gesprächen bezüglich Seemigration und der Situation auf der Insel. Auch hier hatte ich die Möglichkeit, eine Anlandung persönlich mitzuerleben, diesmal als Begleitung des Kommandanten der örtlichen Küstenwache. Ein Besuch des Haftzentrums blieb mir allerdings auch hier verwehrt.

Die letzten Tage meines Feldaufenthalts in Italien verbrachte ich vom 18. bis zum 26. Juni in Rom und Neapel. Ich nutze in Rom die Gelegenheit, die Einsatzzentrale für Seerettung der Küstenwache I.M.R.C.C. (*Italian Maritime Rescue Coordination Centre/Comando generale del Corpo delle capitanerie di porto*) zu besuchen, mit Mitarbeitern des UNHCR zu sprechen und der Verleihung eines Preises des UNHCR für die Seerettung von Migranten beizuwohnen (*PerMare, al coraggio di chi salva vite umane*). In Neapel besuchte ich den Anwalt der wegen Menschenschmuggels angeklagten Deutschen im Fall Cap Anamur (siehe Kapitel 7).

Insgesamt war ich mit meinen Forschungsergebnissen in Italien zufrieden. Zwar stieß ich immer wieder auf verschlossene Türen und unzugängliche Forschungsräume, andererseits taten sich unverhoffte Zugänge auch zu sensiblen Informationen auf. Exemplarische und zum Teil fragmentierte Forschungsdaten schienen sich vor allem gegen Ende meiner Forschung zu einem immer genaueren Bild des Grenzraums und den Geschehnissen auf See zu verdichten.

3.4 MALTA – ETHNOLOGISCHE FORSCHUNG IM „INSELLABOR“

Im Gegensatz zu Palermo, wo ich eine eigene Wohnung mieten konnte, bot sich auf Malta die Unterbringung in einer Gastfamilie für meine Forschung von Mitte September bis Mitte Oktober 2007 an. Schon in den ersten Ge-

sprächen mit meinen Gasteltern kurz nach meiner Ankunft, denen ich vom Zweck meines Aufenthaltes erzählte, wurde deutlich wie omnipräsent und auch sensibel das Thema „Seemigration“ auf Malta ist. Mein politisch interessierter Gastvater sagte, dass es auf der politischen Agenda ganz oben stehe und für alle Insulaner eine große Rolle spiele. Meine Gastfamilie bot mir somit auf Malta auch erste Möglichkeiten maltesische Stimmen zum Thema einzufangen.

Die Insel Malta, die mit 400.000 Einwohnern der kleinste Staat der Europäischen Union ist, bot für meine Forschung gute Bedingungen. Kommandeure der Marine der *Armed Forces of Malta* (AFM), die ich schon vor meinem Aufenthalt kontaktiert hatte, gaben mir Interviews und halfen bei weiteren Kontakten. Da die Streitkräfte der Insel gemäß der Einwohnerzahl klein sind, konnte ich dabei vor allem mit Personen sprechen, die in der Hierarchie der Armee weit oben stehen und dementsprechend viel Verantwortung tragen. Ähnliches galt auch für meine Gespräche im Innenministerium, wo ich direkt mit Abteilungsleitern und dem Sprecher des Ministers in Kontakt treten konnte. Da ich auf Malta als meiner dritten und letzten Forschungsstation schon recht genau wusste, was genau mir für meine Forschung wichtig erschien, konnte ich den Monat auf der Insel optimal nutzen. Auch die geringe Größe der Insel kam meinem Forschungsvorhaben zu Gute, da die Anfahrtswege meist recht kurz waren und ich auch mehrere Termine auf einen Tag legen konnte.

Als Hauptwerkzeug dienten mir auf Malta wiederum leitfadengestützte Interviews, die ich ähnlich wie in Italien mit unterschiedlichsten Akteuren führte. Neben den Kommandeuren der AFM, die auch in den Frontex-Einsatz Nautilus eingebunden waren, konnte ich zur Situation auf See mit verschiedenen Fischern sprechen, die zum Teil sehr unterschiedlich Positionen vertraten und verschiedene Erfahrungen mit der Rettung von Migranten gemacht hatten. Ein Gespräch mit dem Leiter des *International Maritime Law Institute* (IMLI) brachte interessante Einsichten in die Komplexität des internationalen Seerechts. Verschiedene Migranten und Migrantinnen auf Malta, mit einigen hatte ich über den ganzen Zeitraum mehrmals Kontakt, halfen mir mit ihrer großen Offenheit bezüglich ihrer Situation auf Malta weiter. Auch Mitarbeiter der Regierung und von NGOs, die mit der Versorgung der Migranten auf Malta befasst sind, Journalisten verschiedener Zeitungen und der libysche Botschafter auf Malta standen mir für ein Gespräch zur Verfügung. Insgesamt konnte ich 22 Interviews führen, davon

18 aufzeichnen. Dazu kam eine große Zahl von informellen Gesprächen zum auf der Insel allgegenwärtigen Thema Bootsmigranten.

Ähnlich wie auf Sizilien war es mir nicht möglich, die geschlossenen Haftzentren auf Malta zu besuchen. „Don’t even think about it“ antwortete mir der Sprecher des Innenministeriums auf meine vorsichtige Anfrage. Eine Vorstellung über die Verhältnisse innerhalb dieser Zentren bekam ich durch die mir bekannten Migrantinnen und Migranten und wiederum durch Akteure, die regelmäßig Zugang zu den Zentren hatten, vor allem dem Direktor des UNHCR Malta und dem Direktor des Jesuitenflüchtlingsdienstes (JRS) Malta. Auch war es möglich ein Interview mit dem leitenden Offizier des *Detention Service*, der für die geschlossenen Haftzentren für Migranten verantwortlich ist, zu führen.

Die sogenannten *open centre*, die maltesische Bootsmigranten nach ihrer Haftzeit beziehen, konnte ich nach einem Gespräch mit der zuständigen Behörde OIWAS (*Organisation for the Integration and Welfare of Asylum Seekers*) besuchen. Durch die Bekanntschaft mit dort wohnenden Migranten konnte ich auch einige Zeit dort verbringen und somit einen Eindruck vor allem von der Zeltstadt *Hal Far* gewinnen.

Insgesamt bewährte sich auch auf Malta der mehrdimensionale, polyphone Forschungsansatz. Nur so schien es mir auch hier möglich, dem komplexen Forschungsfeld mit seinen unterschiedlichen Akteuren und Interessen gerecht zu werden. In der folgenden Ethnographie der Seegrenze habe ich auf der Ebene meiner schriftlichen Arbeit versucht, das im Feld unabhängig voneinander erhobene Wissen aufeinander zu beziehen und so Zusammenhänge sichtbar zu machen, die bei einer allein auf der Makro- oder der Mikroebene ansetzenden Forschung verloren gehen. Daneben war es mir auch wichtig, Menschen und deren Aktivitäten zu vernetzen, die ich durch meine Forschung in unterschiedlichen Ländern, Orten und Milieus kennen lernen konnte.